



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

I.

Für Göthe und sein Haus.

Unter dieser Ueberschrift enthalten Frankl's Sonntagsblätter eine polemische Notiz gegen unsern Weimarer Correspondenten, die wir wörtlich wiedergeben: „Die „Grenzboten“ Nr. 42 bringen eine Correspondenz aus Weimar, gezeichnet — r —, welche alle Grenzen wirklich überboten hat. Es heißt dort: Göthe's Haus, für dessen Ankauf der Bundestag bekanntlich 60,000 Thaler geboten hat, obgleich die gerichtliche Schätzung ein Drittel weniger betrug, soll nun von der Habsucht der Göthe'schen Erben dennoch zum Verkaufe im öffentlichen Aufgebote bestimmt sein.“

Zweimal falsch! Es ist Thatsache, daß das erste Angebot 40,000 Thaler war, also einige Tausend Thaler unter dem Schätzungspreise; daß auf das zweite Angebot von 60,000 Thlr. die Erben erklärten, das Haus nie veräußern zu wollen, wohl aber die Sammlung. Ist es nun Habsucht, einen Theil seines Besitzthums auch für so viel höhern Preis als unveräußerlich erklären? — Es heißt ferner: „Göthe hat 100,000 Thlr. baar hinterlassen,“ dann wird das Cotta'sche Honorar auf 96,000 Thlr. angegeben; welches Beiwort verdient eine Indiscretion, die fremde testamentarische und contractliche Verhältnisse der Deffentlichkeit übergibt? Und falsche Zahlenangaben mit so lächerlicher Uebertreibung, kann man sie purer Unwissenheit zuschreiben, oder sind sie nicht vielmehr ein Kunstgriff, um die darauf folgende Beschuldigung der Habsucht begründen zu können? Es heißt ferner: „Das Haus, in welchem der große Todte waltete, ist an verschiedene Miethleute vermietet.“

Falsch! Weder Göthe's Arbeits-, Schlaf-, Bibliotheksräume sind oder wa-

ren vermietet. Das Mädcheninstitut befindet sich seit Jahren in den Dachstuben.

Das in dem Artikel aber so oft mißbrauchte Wort: „Pietät“ scheint sich uns am wenigsten mit den Ausfällen auf die Familie des großen Todten zu vertragen; was den Ausdruck von „Bluts-, nicht Geisteserben“ betrifft, so ist es unwürdig, das Urtheil des Publikums über Leistungen junger Talente präoccupiren zu wollen, da mehrere neue Opern von Walter v. Göthe eben an verschiedenen Bühnen zur Aufführung vorbereitet werden, und Wolfgang v. Göthe bekanntlich seit längerer Zeit ein größeres Gedicht vollendet hat, worüber uns aus Berlin nur Vortheilhaftes berichtet wurde.“

So weit die Sonntagsblätter.

Wir unsererseits müssen jedoch noch einige Bemerkungen hinzufügen. Der Name Göthe ist uns zu theuer und zu ehrwürdig, als daß nicht Jedermann, der ihn trägt, unsere ganze Theilnahme besitzen sollte. Wir wünschten, die erwähnte Weimarische Correspondenz wäre noch entschiedener widerlegt worden; wir hätten die Widerlegung auch dann aufgenommen, wenn sie unsere Correspondenz vollständig Lügen gestraft hätte. Die Talente Walter's und Wolfgang's von Göthe sollen, sobald sie nur erst in die Arena getreten sein werden, uns sicherlich unter den Ersten finden, die ihnen die gebührende Anerkennung mit Freuden zollen. Wohl aber müssen wir protestiren, wenn man von jener Correspondenz behauptet, daß sie „alle Grenzen überboten habe.“ Welche Grenzen will man denn noch für eine unter Censur erscheinende Presse? Jene Mittheilung aus Weimar rührt von einem Manne her, dem man es nicht absprechen wird, daß er in den Göthe'schen Angelegenheiten wohl unterrichtet ist. Warum soll die Presse nicht das Recht haben, eine Angelegenheit vor die Oeffentlichkeit zu bringen, auf welche die Aufmerksamkeit des ganzen gebildeten Vaterlands gerichtet ist? Und ist es wirklich eine so fürchterliche „Indiscretion,“ wenn man dem Publicum sagt: Dein gefeierter Dichter war so glücklich, seinen Erben so und so viel hinterlassen zu können und seine Werke finden eine solche Verbreitung, daß der Verleger jede neue Auflage seiner Werke mit einer Summe bezahlt, wie sie bisher in Deutschland unerhört war? Was soll die Phrase von der Veröffentlichung „fremder testamentarischer Verhältnisse?“ In einer Zeit, wo die Memoirenliteratur ganz andere Dinge zu erzählen unternimmt, wo Monarchen und Staatsmänner nicht nur etwa in England und Frankreich, sondern selbst in Deutschland nicht mehr ganz Einspruch thun können, daß man das der Oeffentlichkeit übergibt, was über ihre Stellung zur Welt ein Licht wirft, will man uns nicht gestatten, daß wir

über die Verhältnisse des Dichters, des Mannes der Oeffentlichkeit par excellence das veröffentlichten dürfen, was Jedermann interessiren muß, der an ihm Theil nimmt? Und nicht etwa Dinge, die man aus Achtung für ihn irgend zu verschweigen brauchte, sondern im Gegentheil solche, die nur zu seinem Glanze beitragen.

Wir wiederholen es, wir sind gern bereit, jede auf Thatfachen sich gründende Widerlegung des erwähnten Correspondenzartikels aufzunehmen. Aber es ist eine sonderbare Zumuthung von der Redaction eines Blattes, daß es die Stimme eines achtbaren Schriftstellers unterdrücke, daß es dem Publicum eine Mittheilung aus Privatrückichten vorenthalte und gegen ihre Mitarbeiter eine Censur ausübe, die sie nicht rechtfertigen könnte.

II.

Taillandier über deutsche Poesie.

Ein Artikel St. René Taillandier's: De l'état de la poesie en Allemagne (in der Revue des deux mondes) hat in mehreren deutschen Journalen Beachtung gefunden und die „Europa“ hat sogar die Schlussworte dieser Stands- und Leichenrede auf die deutsche Poesie als eine beherzigenswerthe Warnung angeführt. Wir gehören nicht zu denjenigen, die gleich Zeter und Mord schreien, wenn ein Pariser Feuilletonist seine Unkenntniß über Deutschland auskramt. Aber man sollte sich auch nicht von der ehrbaren, gelehrt thuenenden Miene eines Taillandier täuschen lassen. Der Deutsche fällt nur zu oft in die selbstgegrabene Grube, und wenn er in einem französischen Journal die deutschen Buchstaben richtig gesetzt, die äußerlichen Details, Namen, Jahreszahlen und Büchertitel vom neuesten Datum correct gedruckt sieht, weiß er sich nicht vor Erstaunen zu fassen über die zunehmende Gründlichkeit jenseits des Rheines. Die wohlwollende Manier zumal, mit der Taillandier tabelt, der wirklich empfehlenswerthe Ton, in dem er auch seinen entschiedensten Widerspruch kleidet, diese echt französische Kunst, Freimuth mit Höflichkeit zu verbinden, haben sehr viel Bestechendes für uns Deutsche, die wir an die Bärenstage unserer gelehrten, und an die Dornruthen, die Pritsche und den Affenschwanz unserer ungelehrten Kritiker gewöhnt sind; meisterhaft verstehen es übrigens die Franzosen von Taillandier's Schlag, ihre zopfige, altclassische Phitisterei unter einer äußern Grazie und Leichtigkeit, ihren Leichtsinns und ihre phrasenhafte Oberflächlichkeit dagegen unter einem äußerlichen akademischen

Anstand und fortwährenden Bethuerungen ihrer ersten künstlerischen Gesinnung zu verbergen.

Was Taillandier früher über Deutschlands politische Zustände zum Besten gab, das war, wie uns ein Schwabe berichtet hat, den Thatsachen nach, ihm soufflirt worden. Der Souffleur war wenigstens Eine Person und in das System, welches sich Taillandier darnach construirte, kam doch eine Einheit. Diesmal hat Taillandier sein System auf verschiedene dürftige Mittheilungen durch lebendige und gedruckte Journale gebaut. Er weiß grade so viel über vier deutsche Poeten: Heine, Lenau, Zedlig und Freiligrath, um damit und mit den herkömmlichen Phrasen von der Waldeinsamkeit der Romantik und der indischen Beschaulichkeit, die uns verloren gegangen, und von der modernen Zerrissenheit, die uns befallen hat, zu beweisen, daß wir keinen Göthe und keinen Schiller mehr haben und daß wir am Ende ganz in die politisch = sociale Kunstzerrüttung und Anarchie verfallen worden; ein Lieb, das uns schon bis zum Ueberdruß von Paris aus vorgeleiert worden. Was ist damit gesagt? Taillandier scheint auch das Heil der Literatur allein in der Centralisation zu sehen; wo nicht ein Dichterkönig oder vielmehr ein Préfét du Parnasse alle Talente commandirt, sieht er keine Zukunft; und ein Poet, der's nicht zu einem solchen ästhetischen Präfecten bringen kann, ist für die Literatur verloren. Jeden der vier Dichter nun rubricirt er förmlich und leitet ihn, recht mechanisch, von einem frühern Präfecten ab. Da nun Lenau, nach ihm, den Göthe, Zedlig den Tieck und Freiligrath den Victor Hugo verwässert, so geht Alles in Deutschland abwärts! —

Heine müsse nun helfen, sagt Taillandier. Was er von diesem Dichter weiß, ist im Grunde blutwenig. Er hat gehört, daß Heine den französischen Einfluß in unserer Literatur verrete, bittet ihn aber um Gottes willen, nicht die französische Frivolität nachzuahmen, die ja von den ersten Geistern Frankreichs selbst täglich bekämpft werde. Wer sollte glauben, daß ein Mann, der so geseht und wohlmeinend gegen französische Frivolität spricht, nicht selbst der gründlichste, gewissenhafteste Literaturmann sei. Dennoch verwechselt er die schwäbische Schule mit der romantischen und spricht sehr gelehrt von den Annales de Halle, die gegen Umland Opposition machten. Gleich darauf ist ihm Nicolas Lenau ein Nachahmer von Gustav Schwab und Karl Mai er! und zwar ein unglücklicher! Dabei hat Lenau den Göthe und Byron verwässert. Und Zedlig wollte Tieck fortsetzen, da „Waldfraulein“ und „Waldeinsamkeit“ — Tieck's Lieblingsstichwort — so verwandt klingen. — Es ist kaum der Mühe werth, Taillandier's Predigt näher zu erläutern. Nur

Gines. Der Franzose scheint für die deutsche Literatur kein Heil zu sehen, als in der Rückkehr zur Romantik. Weiß Gott, was er sich darunter vorstellt. Aber als Führer auf diesem Xenophontischen Rückzug schlägt er Heine vor, der in Frankreich die rechte netteté und clarté zu lernen Gelegenheit habe. Das würde allerdings zur Romantik passen. Und da Heine im Atta Troll den Freiligrath und die politischen Dichter persifflirt, so zeigt sich in ihm die rechte Befähigung zum Präfecten vom Parnas. Er sieht ein verhängnißvolles Zeichen darin, daß Heine, der anfangs die Romantiker verspottet, jetzt selbst seine Poesie „Das letzte freie Waldlied der Romantik“ nenne. Er weiß nicht, daß Heine von Haus aus eine unbewusste Fortsetzung der romantischen Schule ist, wie L. überhaupt weder Lenau noch Heine in ihrem wahren und vollen Inhalt zu begreifen im Stande ist.

III.

N o t i z e n.

— In Nr. 40. der Baumgärtnerischen „Blätter der Gegenwart für nützliche Unterhaltung“ finden wir ein Wort Kühne's über Johann Jacobi, vielleicht für das Literaturblatt zur Modezeitung geschrieben und dort nicht aufgenommen. Da man in jenen Blättern für nützliche Unterhaltung dies Wort nicht eben sucht, so mag es hier mit Erlaubniß des Autors wiederholt werden:

Johann Jacobi. — Wenn Männer der That zur Literatur gerechnet werden müssen, weil sie in ihr ein Organ zur Wirkung sehen, so ist dies für eine solche Epoche in der Entwicklung des Volkes von besonderer Bedeutung. In einer solchen Epoche wird die Nation mit ihren Interessen sich selbst Zweck und ihr Selbstbewußtsein reift heran. Daß in unsern Tagen von einer großen Menge von Kräften und Talenten die Literatur als Fabrikthätigkeit nach wie vor fortgepflanzt wird, darf uns nicht hindern, unsere Epoche als eine solche, wie ich sie bezeichnete, anzuerkennen. Zu den Männern, deren Schriften Thaten, deren Druckmittheilungen ungesuchte Ereignisse der Nationalentwicklung sind, gehört der Königsberger Jacobi, den ich „einen Börne im speciellen Fall“ nennen möchte. Die „Vier Fragen,“ die er erhob, der Prozeß, den der Buchstabe des Gesetzes gegen ihn führte, seine Freisprechung endlich, die der Geist des Gesetzes sich nicht nehmen ließ, sind die einzelnen Momente des „speciellen Falles.“ — Wir finden einen Aufsaß über Jacobi

in dem Taschenbuche „Vorwärts,“ herausgegeben von Robert Blum und Fr. Steger, das recht eigentlich Männer, Thaten und Ereignisse im Auge hat, welche zufällig literarisch sind, wesentlich aber an der Entwicklung unseres Volkes arbeiten. Der 1. Mai 1805 wird hier als Geburtstag Johann Jacobi's angegeben. In seiner Thätigkeit als Arzt gehört die Erscheinung der großen asiatischen Krankheit, die Europa wie ein Gespenst schreckte, zu den Hauptpunkten. Gleichzeitig mit der Brandfackel des polnischen Aufbruchs stand der Dämon der Seuche an der Grenze Polens. Jacobi eilte ihren Schrecken entgegen in der festen Zuversicht, durch Kraft und Bewußtsein ihr geheimes Wesen zu erkennen. Er scheute keine Entbehrung, Mühseligkeit und Gefahr, in der Provinz Augustowo, welche Krieg und Cholera verheerten, die Krankheit zu studiren und zu behandeln. Im Spätsommer 1831 kehrte er nach Königsberg zurück, der erste preußische Arzt, der die gefürchtete Krankheit aus Erfahrung kannte. Er legte das Ergebniß seiner Beobachtungen öffentlich nieder und kämpfte gegen das Sperrsystem, womit man die Schrecken vor dem Gespenste unter Millionen erst recht zu verbreiten anfing. Er setzte den Kampf literarisch fort. Ein Arzt in Warschau griff seine Ansichten an. Jacobi sandte seine Entgegnung in dieselben Blätter, allein man versagte ihm das Wort; er verfolgte sein gutes Recht vergeblich durch alle Instanzen. Dies gab Veranlassung zu einer Flugschrift: „Beitrag zu einer künftigen Geschichte der Censur in Preußen.“ Sie erschien im Auslande, da dem Verfasser in deutschen Landen das Recht der Vertheidigung gegen einen Ausländer nicht zugestanden ward. Auf seine „Vier Fragen“ erfolgte die Anklage auf Hochverrath, von der das Kammergericht zu Berlin ihn zu Anfang des laufenden Jahres freisprach. Die zwei kleinen Flugschriften, in denen er seinen Kläger widerlegte, sind Musterstücke deutscher Klarheit, Ehrlichkeit, Klugheit und treuer Einfalt des Gemüths. Daß es auch Kabinetsstücke deutscher Darstellung sind, ist ihr letztes, wenn gleich nicht geringstes Verdienst. „Jacobi — heißt es von ihm in dem angeführten Taschenbuche, — ist mittelgroß und schlank; sein Gesicht hat einen edlen orientalischen Schnitt, freundlich milde Züge, die leicht ein gefälliges Lächeln überfliegt; sein Auge ist dunkel, groß und tief; mit dem Ausdrucke eines unverflegbaren Wohlwollens paart sich auf seinem Antlitz das Gepräge beständiger Gedankenthätigkeit. Als Gesellschafter ist Jacobi liebenswürdig, heiter, geistreich, satyrisch, witzig und gemüthlich, nie verlegend, immer unbefangen und wahr, treu und herzlich wohlmeinend, aber auch in der flüchtigsten Unterhaltung noch den bedeutenden Geist offenbarend.“

— — Man kann nicht sagen, daß es unserer Zeitungspreſſe an Einigkeit und Einheit fehlt; in gewiſſen Punkten wenigſtens, in gewiſſen Vorurtheilen und Schwächen ſind ſie wunderbar einmüthig; zum Beiſpiel in der Parteilichkeit gegen die Juden, Es geht ſo weit, daß manche Blätter den Judenhaß für eine nationale Tugend zu halten ſcheinen; und daß nur ſolche Drogane, die als Ketzer am wahren und reinen Deutſchthum verrufen ſind, wie die ſeltige „Rheinische“, die „Mannheimer Abendzeitung“, die „Königsberger Zeitung“ hierin eine großmüthige Ausnahme machen. In der That iſt der Judenhaß eine nationale Eigenschaft, das heißt, eine charakteriſtiſche nationale Schwäche, ein Zeichen des Mangels an National-Kraft und -Bewußtſein. Eine große und innerlich ſtarke Nation hält es unter ihrer Würde, eine Minorität im Volke, die weder als Stand noch als Secte einen politiſchen oder ſocialen Einfluß übt, bei jeder Gelegenheit anzufinden, zu verdächtigen und mit forcirtem Wiß zu beſpötteln. Frankreich und England würden ſich ſchämen, mit einer ſolchen Polemik hervorzutreten, ſei es, weil ſie die Juden bürgerlich gleich ſtellen, ſei es, weil ſie dieſelben als eine gaſtlich aufgenommene Schaar von Fremdlingen anſehen; die franzöſiſche, wie die engliſche Preſſe hat ſich überhaupt um wichtigere Angelegenheiten zu kümmern. In Deutſchland iſt dies anders. Ein feiger Pöbel, wenn er einmal emeutirt, fängt damit an, daß er am Judenquartier ſein Mütſchen kühlt und ſeinen kleinen Muth übt; der große Furor teutonicus von 1819 hat auch ſeine Marſeillaiſe hinterlaſſen, das berühmte „Hepp, hepp“, welches damals durch ganz Deutſchland ſcholl. Eben ſo — ohne ſie etwa mit dem Pöbel vergleichen zu wollen — haben unſere großen Zeitungen, die mit ſo zarten, ſammetyſotigen Rückſichten äußere und innere Feinde beſtreicheln, nur gegen die Juden den Muth, rückſichtslos zu ſein. Die verhaltene Kraft will ſich doch an Etwas auſlaſſen, das überſchüſſige elektriſche Nationalfeuer muß einen Ableiter haben. Dies iſt keine leere Declamation. Ich will aus der jüngſten Zeit ein Paar Beiſpiele jener Parteilichkeit anführen. In London hatte die Regierung, das heißt das jetzige Toryminiſterium, die Citywahl auf einen Sonnabend verlegt, in der Hoffnung, dadurch die zahlreichen jüdiſchen Wähler in der City von der Wahl auszuschließen. Indessen war die Berechnung trügeriſch geweſen, die Juden hatten doch gewählt. Hallo, ein gefundenes Feſſen für alle deutſchen Zeitungen und Zeitungsſchreiber; die Juden haben etwas gethan, ob etwas Gutes, Schlechtes oder Gleichgiltiges, gleich viel, ſie haben ſich gerührt, her darüber! Ob es für Deutſchland ſo wichtig war, oder nicht, um Nieſenſpaltten voll darüber zu plaudern, gleich viel. Was für unglückliche Wiße,

was für nergelige Anspielungen, was für orientalische Bilder über Jerusalem, Rothschild und das goldene Kalb tischten unsere großen und kleinen Journale auf. Und was für weithergeholte Gründe wurden dem Verfahren der Juden untergeschoben! Hätten sie nicht gewählt, so wäre über ihren engherzigen Cultus, ihre Unfähigkeit, politische Rechte zu genießen, raisonnirt worden; da sie wählten, so mußten Eigennuß und Intriguensucht sogar die Macht ihrer Glaubenssätze überwiegen. Lächerlich, ungläublich, unsinnig. Nichts war einfacher, als der ganze Hergang von beiden Seiten. Das Toryministerium suchte die Juden von der Wahl auszuschließen, nicht um ihnen als Juden ein politisches Recht zu verkümmern, sondern weil es überzeugt war, daß sie eine Majorität zu Gunsten des Whigcandidaten bilden würden. Solche Manoeuvres, bei denen jedes Mittel gut ist, werden gegen jede Corporation versucht. Und die Juden wählten, weil sie darin keine Verletzung ihres Cultus sahen; und sie wählten einen Whig aus dem einfachen Grunde, daß ihre Sympathien whiggistisch sind. — Ein anderes Beispiel. In Russisch-Polen sind die Juden durch einen kaiserlichen Ukas persönlich militairpflichtig geworden. In Folge davon desertiren Viele über die preussische Grenze oder verstümmeln sich oder lassen sich taufen. Keine einzige Zeitung meldet diese Thatsache ohne kleine Seitenbemerkungen über die jüdische Waffenscheu, über die jüdische Unlust zu körperlichen Anstrengungen. Ihr vergeßt aber, daß es sich hier speciell um den russischen Waffendienst handelt, dessen Schrecken Ihr selbst oft genug ausgemalt habt; Ihr vergeßt, daß die preussische Grenzprovinz von polnischen, lithauischen und russischen Deserteurs wimmelt, welche Christen sind. Was diesen Unglücklichen unerträglich dünkte, muß dies den Juden, bei der barbarischen Intoleranz der Russen, nicht doppelt schrecklich sein? Eine preussische Verordnung bestimmt sogar, daß jüdische Deserteurs unter 20 Jahren entweder ausgeliefert oder — Verbrechern gleich — in ein Correctionshaus geschickt werden. Die „Deutsche Allgemeine Zeitung“ war das einzige Blatt, welches bis jetzt die Unbilligkeit, um gelinde zu sprechen, dieser Maßregel gerügt hat.

— In London hat sich ein Verein von Schriftstellern zur Bekämpfung des Nachdrucks und zur Begründung internationaler Verlagsrechte gebildet. An seiner Spitze stehen Dickens und James. Man hört, daß er auch nichtenglische Schriftstellervereine zum Anschluß aufgefordert hat. Der Leipziger Literatenverein wird mit ihm in Verbindung treten.